

andere, nicht minder wichtig, ist die Bewahrung ihrer fundamentalen Identität. Eine jeder Zeitströmung aufgeschlossene Kirche täte gerade der säkularisierten Öffentlichkeit von heute keinen Dienst. Denn diese wünscht Kirche nicht als Duplikat weltlicher Revolutions- und Befreiungsbewegungen – sie verlangt nach ihr gerade dort, wo diesseitige Verheißungen im Griff der Gewalt, die sie erzwingen will, zerbrechen. Wäre christliches Heil nichts anderes als säkulare Befreiung des Individuums, so wäre es in der weltweiten Enttäuschung über die nichtgelungene ökonomisch-politische Revolution längst schal geworden. Die Kirchen müßten sich in das Schicksal kurzlebiger Humanismen und Utopien teilen. Sie hätten gerade das vergessen, was sie allein zu geben haben.

Vieles spricht dafür, daß in einer Zeit des Ringens um zeitgerechte Formen der Glaubensverkündigung die äußeren Energien der Kirchen zunächst schwächer werden. Das erklärt, weshalb der Einfluß der Kirchen auf die Öffentlichkeit zurückgegangen ist und voraussichtlich weiter zurückgehen wird. Daraus sollte man jedoch keine eifertigen Folgerungen ziehen – weder die des laizistischen Triumphs noch die des resignierenden Getto-Rückzugs. Entwicklungschancen von Kirchen sind in Gesellschaften, die Religionsfreiheit gewähren, nicht determinierbar. Die religiösen Binnenkräfte entziehen sich einer schematischen Extrapolation. Entgegen dem gegenwärtigen Anschein einer die Außenwirkung der Kirche hemmenden Krise sollte man daher die Möglichkeit neuer Wechselwirkungen von Kirche und Gesellschaft auch für die Zukunft der Bundesrepublik ins Auge fassen – wie in den vergangenen Jahrzehnten einer »freien Kirche im freien Staat«.

Wiederaufbau einer Kirche

Dargestellt an Hand der Tagebücher Robert Grosches

Von *Albert Mirgeler*

Der kurz nach dem Pfingstfest des Jahres 1967 verstorbene Kölner Prälat und Stadtdechant Dr. Robert Grosche hat außer für die vorkonziliare Zeit wegweisenden theologischen Aufsatzsammlungen¹ für die Jahre 1944 bis 1946 ein bereits veröffentlichtes Tagebuch² hinterlassen, das aus einfachen Arbeitsnotizen für seine umfangreiche Tätigkeit herauswuchs. Es ist auch allgemeinhistorisch von Interesse, weil es ein eindrucksvolles Bild von dem Leben und Sterben der damals pausenlos aus der Luft bedrohten Stadt Köln bietet, in der sozusagen jede Stunde des Weiter-

¹ Pilgernde Kirche. Freiburg i. Br. 1938; Et intra et extra, Düsseldorf 1958.

² Kölner Tagebuch 1944/46. Köln/Olten 1969. Die Veröffentlichung fiel insofern in eine nicht gerade günstige Zeit, als die Öffentlichkeit damals von aktuellen Vorgängen, vor allem der auf der Höhe befindlichen Kulturrevolution der Jugend und den Bundestagswahlen beherrscht wurde.

lebens dem Tode abgerungen war. Ich lasse über diese Seite Auguste Schorn in ihrer Einführung sprechen: »In seiner im Zentrum der Stadt gelegenen Pfarrei, in der Nähe von Bahnhof und Hohenzollernbrücke, die so oft das Ziel der feindlichen Bomben waren, hat Dr. Grosche alle diese Angriffe unmittelbar miterlebt, die nächtlichen meist im Keller der Kirche (sc. seiner damaligen Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt in der Marzellenstraße), die Tagesangriffe manchmal im Luftschutzraum der seinem Hause gegenüberliegenden ›Deutschen Arbeitsfront‹ oder im Treppenturm des Domes – wo immer sie ihn überraschten. Er hat ihren grausigen Verlauf, ihre schauerlichen Auswirkungen aufgezeichnet, mit äußerster Konzentration nach Tagen und Nächten der Erschöpfung, ein Chronist, der gerade durch die Monotonie, Kargheit und scheinbare Nüchternheit, mit der er das Schreckliche wiedergibt, erschüttert. Wenn er direkt nach den Angriffen seine Rundgänge unternahm, nicht nur durch die eigene Pfarrei, sondern oft bis an die Peripherie der Stadt, so hat er wie vielleicht kein anderer das zerschundene Antlitz dieser Stadt in seiner ganzen Furchtbarkeit gesehen. Manchmal hat er mit einem kurzen Wort die vielfältigen sonstigen Leiden angedeutet, den unaufhörlichen Regen, der in die Finsternis der Keller hereintropfte, die grimmige Kälte, die im Januar 1945 einsetzte und wochenlang eine dichte Schneedecke über die Straßen legte. Wer jene Zeit miterlebt hat, in dem wird sie beim Lesen dieser knappen, prägnanten Schilderungen in all ihren Einzelheiten wieder wach werden; den anderen wird der authentische, Aug in Auge mit dem Geschehen selber geschriebene Bericht eine Wirklichkeit heraufrufen, wie sie keine ›objektive‹ Darstellung auch nur annähernd erreichen könnte.«³

Aber, wie Auguste Schorn fortfährt, »das Tagebuch erschöpft sich nicht in solchen Schilderungen«. Dr. Grosche war in erster Linie Pfarrer. Als 1947 seine Ernennung zum Domprobst zur Diskussion stand, betont er dezidiert, er sehe seinen Platz als Pfarrer von St. Gereon (14. 10. 1947). Als er kurz danach wieder das schwer angeschlagene Haus bei St. Gereon unter seinen Pfarrkindern beziehen kann, fühlt er sich »sehr glücklich und dankbar« und möchte aus diesem Haus den Weg in die Ewigkeit antreten (21. 10. 1947)⁴. Diese Entscheidung für ein pastorales Dasein war zur damaligen Zeit für einen Priester, zumal wenn er den geistigen Umfang Dr. Grosches besaß, keineswegs etwas Selbstverständliches; waren doch zeitweise nach dem Krieg im Bereich der Kölner Diözese mehr als die Hälfte der Priester mit nichtpastoralen Aufgaben beschäftigt, die sich zum großen Teil aus dem System der Quasi-Ethnarchie ergaben, das heißt aus einem System, das die Katholiken weitgehend indirekt als »Vereinsvolk« über klerikale Leitungs- oder Kontrollinstanzen in die allgemeine Gesellschaft einzugliedern suchte⁵. Unter diesen Voraussetzungen müssen wir die Zeit, über die das Tagebuch berichtet, geradezu als

³ Tagebuch, S. 15 f. Das Tagebuch wird auch im folgenden nach Seitenzahlen, die später entstandenen unveröffentlichten Notizen der Jahre 1946–1949 werden dagegen mit dem jeweiligen Datum zitiert. Die Notizen sind in der veralteten und mir nicht geläufigen Stolze-Schrey-Stenographie geschrieben; ich benutze sie in einer Übertragung, welche die Nachlaßverwaltung veranlaßte.

⁴ Dieser Wunsch ist nicht ganz in Erfüllung gegangen, da ihn das Wirtschaftswunder in den fünfziger Jahren mit einem viel komfortableren neuen Pfarrhaus beschenkte.

⁵ Der Name Ethnarchie ist in Analogie zu der historischen Erscheinung gewählt worden, welche Glaubensgemeinschaften wie die Juden oder die Griechisch-Orthodoxen über ihre geistliche Führung in eine fremde Erobererherrschaft integrierte.

den Höhepunkt im Leben Dr. Grosches ansehen. Er war im Dezember 1943, im Alter von 55 Jahren, zum Kölner Stadtdechanten ernannt worden und wurde in dieser Funktion bald die höchste geistige Instanz der Stadt, so etwas wie ein Stadtbischof, als der dreimal ausgebombte Erzbischof, der spätere Kardinal Frings, vor einer möglichen Blockierung nach Honnef ausgewichen war, um jedenfalls von dem größeren, rechts des Rheins gelegenen Teil seiner Diözese nicht abgeschnitten zu werden. Dieses Ausweichen kontrastierte mit der Entscheidung des Aachener Bischofs Johannes Joseph van der Velde, der in seiner belagerten Stadt verblieb, und es hat in der Tat nicht nur bei den Katholiken, sondern auch später bei der Besatzungsmacht Anlaß zu Mißdeutungen gegeben, die übersahen, daß für einen Bischof der Mut wohl nicht das einzige Kriterium für seine Amtsführung darstellt. Immerhin hat auch Dr. Grosche bei allem Verständnis für die Handlungsweise seines Erzbischofs das Bedauern über die geistliche Verwaisung der Stadt Köln nie unterdrücken können, obwohl er gerade dadurch die große Chance bekam, als stellvertretender Bischof diese Verwaisung auszufüllen. Als der Erzbischof am 20. April 1945 in die inzwischen besetzte Stadt zurückkehrte, bemerkt Dr. Grosche, er werde sich die Herzen der Kölner zurückerobern müssen, aber er, Dr. Grosche, wolle ihm dabei behilflich sein (Tagebuch, S. 142).

Die priesterliche Existenz des Stadtdechanten vollendet sich während dieser faktischen Vakanz darin, daß er nicht nur selbst in den Schrecknissen des Kriegsendes aushält, sondern ein solches Aushalten auch dem übrigen Klerus der Stadt zur Pflicht macht, wenigstens so weit er noch benötigt wird. Aus dem Beschluß seines eigenen Pfarrkapitels vom 18. September 1944 entsteht am 4. November ein Brief an den Kölner Klerus (abgedruckt Tagebuch, S. 171 ff.), der, ausgehend von den Trostworten des Propheten Jeremias im 42. Kapitel, dafür Sorge trägt, daß die stark reduzierten Gemeinden der geistlichen Betreuung nicht entbehrten, aber auch die Kölner Kirchen selbst nicht der architektonischen, da sie selbst in zerstörtem Zustande noch Zeugen einer christlichen Vergangenheit seien. Wer von den Geistlichen die Belastung seelisch nicht aushielte, dürfe zwar ruhigen Gewissens die Stadt verlassen, wenn nur *ein* Geistlicher in jeder Pfarre für den geistlichen Dienst übrig bliebe, aber er solle wenigstens versuchen, bei dem exilierten Teil der Bevölkerung zu bleiben, nicht auf eigene Faust vagabundieren. »Wir müssen entweder die Schrecken des Krieges hier in der Stadt oder die Leiden der Flucht mit unserem Volke teilen.« Man kann aus dieser Haltung auch den Unwillen verstehen, mit dem Dr. Grosche später an die geflüchteten ostdeutschen Priester denkt, die sich nicht mehr für die sowjetisch besetzte Besatzungszone zur Verfügung stellen wollten (10. 10. 1947). Jedenfalls hat die Initiative des Stadtdechanten von Ende 1944 den Erfolg gehabt, daß er nach der Besetzung der Stadt noch 97 verbliebene katholische Geistliche dem amerikanischen Stadtkommandanten melden konnte (Tagebuch, S. 118).

Die Zeit der Bombardierung war auch insofern ein nicht mehr zu überbietender Höhepunkt des priesterlichen Wirkens, als hier die Liturgie in jenem ursprünglichen Sinn gefeiert wurde, in dem sie der Herr bei seinem Abendmahl instituierte, nämlich angesichts des bevorstehenden Todes. Einige der engsten damaligen Mitarbeiter des Stadtdechanten sind unter dem Bombenhagel geblieben, so noch am Ende, am 4. März 1945, Dr. Koch, der Pfarrer von St. Alban. Mit der Besetzung der Stadt am 7. März

fängt dagegen eine neue Zeit an, in der die Aufgaben der Zukunft mehr und mehr in den Mittelpunkt des Daseins rücken. Der Anfang dieser neuen Zeit ist noch auf den letzten fünfzig Seiten (S. 117—165) des »Kölner Tagebuch« festgehalten. Weitere dreieinhalb Jahre bis Ende 1949 liegen in später entdeckten, unveröffentlichten und wegen der Disparität der Aufgaben und Gesichtspunkte für eine Veröffentlichung in chronologischer Form auch kaum geeigneten stenographischen Kalendernotizen vor. Eine Fülle außerordentlicher Aufgaben über die pastorale hinaus tritt sofort mit Kriegsende an Dr. Grosche heran, nicht nur in seiner Eigenschaft als Stadtdechant, wie die Erhaltung und der Wiederaufbau der zerstörten Kölner Kirchen, sondern auch in seiner Kompetenz als wirklich umfassender und keineswegs nur auf das Theologische beschränkter »Katholik« in einem ursprünglichen Sinne, wie die Vorbereitung der 700-Jahr-Feier des Doms im Jahre 1948, die Teilnahme am ersten, noch von der Besatzungsmacht oktroyierten Stadtparlament als Vertreter der Kirche, die Vorbereitungen zu einem neuen politischen Status der Katholiken, endlich die wenig erfreulichen Auseinandersetzungen auf dem Gebiet des Vereinswesens und der Bildung. Es ist, auch wenn die späteren Kalendernotizen einer Veröffentlichung in Buchform widerstehen, doch nicht unwichtig, einige Linien der Tätigkeit und der Gedanken Dr. Grosches thematisch anzudeuten. Denn es handelt sich dabei nicht nur um eine lehrreiche Rückschau auf den »Wiederaufbau«, sondern auch um die bis heute nicht »bewältigte« Frage nach dem, was damals eigentlich gefordert war, und nach dem, was bis heute versäumt wurde. Es handelt sich letztlich um die sachliche Frage, ob es richtig war, Liturgie und »Ethnarchie« in altgewohnter Weise zum Ausgangspunkt des christlichen »Wiederaufbaus« zu machen.

Die allgemeine Erleichterung nach dem Ende des Alptraums von Nationalsozialismus und Krieg verführte damals zu der Meinung, nun könne alles wieder da weitergehen, wo es 1933 aufgehört hatte. Auch die Politik der Besatzungsmächte lief leider in dieser Richtung. Prälat Dr. Grosche ist dagegen von Anfang an anderer Ansicht. Im August 1945 notiert er an seinem Weihetag lapidar: »Wir müssen die Welt wieder für Christus gewinnen, die Welt, die heidnisch geworden ist. Wir müssen uns erstens darüber klar sein, daß die Welt nicht mehr christlich ist, müssen wirklich alle Illusionen aufgeben. Die Welt ist ins Heidentum zurückgesunken. Die Kirche ist tatsächlich Diaspora. Überall! Wir müssen uns zweitens darüber klar sein, daß die Mittel des 19. Jahrhunderts nicht mehr unsere Mittel sein können. Die Form des Vereinswesens war berechtigt; aber sie scheint es heute nicht mehr zu sein. Dazu kommt folgendes: Es kommt nicht mehr darauf an, durch die politisch-soziologische Form der Masse zu wirken. Die Form ist durch den Nationalsozialismus und Bolschewismus erledigt. Gegenüber der Masse kann nur der einzelne sich behaupten; wenn nicht anders als in der Form, daß er untergeht und dadurch siegt« (Tagebuch, S. 154).

Diese programmatische Äußerung liegt durchaus in der Fortsetzung der Linie, die Dr. Grosche am 12. 8. 1941 in seinem Vortrag vor den katholischen Marinepfarrern vertreten hat⁶. Er wollte damals die nationalsozialistische Verfolgung als eine Anforderung Gottes an eine längst überfällig gewordene kirchliche Vergangenheit verstanden wissen und lehnte es ab, sie durch eine direkte Gegenwehr zu erledigen.

⁶ »Die Kirche heute«, aufgenommen in »Et intra et extra«, S. 219–237.

Folglich konnte nun nach seinem Sturz das nationalsozialistische Regime auch nicht einfach als eine Episode abgetan und im Sinne einer Restauration der Vor-Nazizeit überwunden werden. Die eigentliche Frage war, ob nicht viel eher der 1933 schmählich zusammengebrochene kirchliche und politische Katholizismus als die zu überwindende Episode angesehen werden müsse. Diese Frage ist erst entschieden worden, als die damals von der Militärregierung, der Kirche und der Adenauer-Regierung inaugurierte Restauration in einem neuen, durch den Aufstand der Jugend hervorgerufenen Zusammenbruch zu Ende der sechziger Jahre beendet wurde.

Dr. Grosche befand sich also in den ersten Nachkriegsjahren im Gegensatz zum vorwiegenden Trend, und das mußte ihn in einen latenten Gegensatz zu den damals im rheinischen Raum amtierenden führenden Persönlichkeiten, sowohl zu Kardinal Frings wie zum CDU-Vorsitzenden und späteren Bundeskanzler Dr. Adenauer bringen. Zwar traten diese Gegensätze bei der optimistischen und verbindlichen Natur des Prälaten und angesichts seines unermüdlischen Einsatzzeifers nach außen wenig in Erscheinung. Um so mehr sind die Differenzpunkte mit dem Kardinal in den Kalendernotizen faßbar, vor allem bei den entscheidenden Weichenstellungen des Jahres 1947⁷. Für das Gegenspiel zu Adenauer ist charakteristisch die Bemühung, ihm durch eine Berufung des früheren Reichskanzlers Dr. Brüning an die Kölner Universität – zunächst war an einen sozialpolitischen Lehrstuhl gedacht (12., 18., 26. 7. 1946) – einen Gegenspieler zu schaffen. Bekanntlich scheiterte diese Politik 1954 schließlich daran, daß Brüning nach seiner Rede vor dem Rhein-Ruhr-Klub von Adenauer politisches Redeverbot erhielt⁸.

Nun wäre es freilich verfehlt, solche Gegensätzlichkeiten nur im politischen Rahmen zu sehen und etwa auf den Gedanken einer schwarz-roten Koalition auszurichten, der damals weite Kreise auch des Klerus bestach. Dr. Grosche ist da einerseits radikaler; so entschlüpft ihm schon kurz nach Kriegsende die Rede von der Stellung der Frau »in der neuen kommenden sozialistischen Gesellschaft« (Tagebuch, S. 149). Diese Denkweise ist allerdings nicht wie die der späteren Jugendrevolutionäre beheimatet im Soziologischen oder Politischen, sondern in seiner priesterlichen Existenz, deren Hauptaufgabe er darin sieht, die Arbeiter zu gewinnen (27. 10. 1947). Dementsprechend verweigert er sich der bourgeoisen Verformung der Kirche, vor allem den Bestrebungen, kirchliche Organisationen einer solchen Verformung dienstbar zu machen, wie zum Beispiel den Katholischen

⁷ Zum Beispiel am 21. 10. 1946 anlässlich der öffentlichen Erklärung des Kardinals gegen das Auftreten des früheren sozialistischen Kultusministers Grimme und des Philosophen Nicolai Hartmann auf den Kölner Kulturtagen; am 20. 2. 1947, als der Kardinal Vorlage jedes Artikels zur Zensur befürwortet, der sich mit kirchlichen Dingen beschäftigt; am 17. 3. 1947 in der Angelegenheit der zweiten Philosophieprofessur an der Kölner Universität; am 27. 10. 1947 anlässlich der Bedenken des Kardinals gegen eine katholische Akademie als zentrale Führungsinstanz, die zum Episkopat in Konkurrenz treten könnte: Dr. Grosche fängt diesen Einwand ab, indem er vorschlägt, einen Bischof zum Präsidenten oder Protektor zu machen; am 13. 11. 1947, als er gegen den Kardinal, der für den Kölner Oberbürgermeister Pünder als nordrheinischen Kultusminister plädierte, mit dem Argument, dieser sei für Köln unentbehrlich, Frau Teusch vorschlug.

⁸ Adenauer wird von Dr. Grosche anlässlich der Frage eines dritten philosophischen Lehrstuhls in Köln »leider völlige Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse« attestiert (27. 3. 1947).

Frauenbund zu einer Zusammenfassung der »besseren« Frauen in der Pfarrei (Tagebuch, S. 148), oder den katholischen Akademikerverband zu einer Ortsgruppe des »besseren Standes« (23. 5. 1947). Die Pfarrei müsse den Charakter der Mission gewinnen (1. 1. 1947), die Kirche eine Kirche der Katechumenen werden (8.–10. 12. 1948). Aus dieser Sicht billigt er den Instinkt vor allem der Jugend gegen das »Theater« einer eigens geschaffenen Liturgie für den Bekenntnissonntag zu Trinitatis (1. 6. 1947). Aber nur einmal, anlässlich der Proletariermission der französischen Arbeiterpriester, dringt er bis zur Erwägung neuer Strukturen vor, der liturgischen Feier in den Häusern im Anschluß an die paulinische Hausgemeinde. »Wird nicht da in ganz ursprünglicher Weise sichtbar, daß Gott in seinem Sohn zu uns gekommen ist, was in unserer Kirche nicht mehr sichtbar wird. Jetzt ist es für die Menschen so, daß sie zu Gott gehen müssen, während doch nach dem Evangelium Gott zu ihnen gekommen ist . . .« (20. 8. 1947). Der bestehende Zustand der Verkündigung ist dagegen durch das lapidare Wort getroffen: »Das Evangelium läuft nicht mehr, es steht« (17. 10. 1947).

Solchen Erwägungen allzu stark Raum zu geben, widersteht allerdings die Verwurzelung Dr. Grosches in einer noch ungebrochenen katholischen Vergangenheitstradition. Das kann allerdings nur gesagt werden, wenn man sich bewußt bleibt, daß er im Kern von der neuen Frömmigkeit der liturgischen Bewegung geprägt ist. Nicht umsonst hat er den Abt Ildefons Herwegen von Maria Laach bei der Nachricht von dessen Tode als »die bedeutendste Persönlichkeit der Kirchengeschichte unseres Jahrhunderts« angesprochen (2. 9. 1946). Den Grund hat wohl am besten der ihm befreundete Studentenpfarrer Pinsk aus Berlin bei einer Gedächtnisfeier dahin formuliert, daß Abt Herwegen die »betende Kirche« neben der lehrenden und regierenden wieder zur Geltung gebracht habe (22. 1. 1947). Aber es war eben für Dr. Grosche charakteristisch, daß er fast revolutionäre Erwägungen bruchlos mit einer liturgischen Haltung und auch mit einer traditionellen Katholizität in Einklang bringen konnte. Wie ein Katholik alter Zeit freut er sich an den Zeremonien und an der Prachtentfaltung der Kirche, freut er sich auch an der Beförderung des ihm doch in manchen Dingen nicht konformen Erzbischofs zum Kardinal (Tagebuch, S. 157 f.) oder an der Teilnahme eines katholischen Dorfes bei der Einführung seines neuen Pfarrers (13. 7. 1947). Bei der Reliquienprozession durch den Chorumgang des Kölner Domes zum Dreikönigsfest 1949 bemerkt er: »Die Leute erwarten, daß alle die Reliquien begleiten. Statt dessen lassen wir (gemeint sind die Kleriker) uns selber ansehen!« (6. 1. 1949.) In Utrecht kann ihm damals am holländischen Katholizismus noch imponieren, daß er noch »unter den Bedingungen von 1910« zu leben scheint und 80 Prozent der Katholiken in die Kirche gehen (23. 2. 1949). Diese Äußerungen zeigen wohl auch, daß er einen Missionserfolg bei den Arbeitern im Sinne ihrer traditionellen Eingliederung nicht für durchaus unmöglich erachtet⁹. Dieselbe Geistesprägung läßt es wohl auch verständlich erschei-

⁹ Eine aufschlußreiche Notiz findet sich am 14. 1. 1949, als die Priester beim ewigen Gebet in der Nacht zur Freude Dr. Grosches das Nachtoffizium gemeinsam beten: »Die Leute freilich meckern darüber, daß wir nicht in ihre Gebetsstunde gekommen sind, statt sich darüber zu freuen, daß sie einmal wirklich etwas als Alleinwerk tun können«. Es kommt ihm nicht der Gedanke, daß ein laikales Alleinwerk vielleicht den Rahmen der gewohnten Sitte sprengen könnte.

nen, daß der französische Dichter Paul Claudel nicht nur sein Lieblingsdichter, sondern auch das Symbol einer großen Hoffnung für ihn geworden ist, denn dieser Dichter schien vor allem in seinem »Seidenen Schuh« die rationale und aufklärerische französische Geistestradiation wieder nahtlos in die allgemeine Katholizität des spanischen Barock zurückbinden zu können.

Auch im politischen Raum denkt Dr. Grosche an eine Integration der Arbeiter, bei der neuer Sozialismus gleichzeitig nach einer verlorenen Vergangenheit hin schillert. Da ist einmal anlässlich eines Vortrages des Lord Beveridge die imponierende Erfahrung englischer Demokratie, die sich als ein »Spiel mit festen Regeln« vollzieht, wobei »das Volk wirklich die Macht hat . . . die Regierung absetzen zu können«, andererseits es aber auch »Bereiche (gibt), in denen die Politik und das Parteiwesen keinen Raum hat«, so den religiösen, den der Wissenschaft und den der Verwaltung. Anschließend fragt er: »Ob wir Deutsche wohl einmal von der Weltanschauungspartei loskommen?« (17. 1. 1947.) Diese Frage zeigt die Distanz, mit der er dem politischen Leben Deutschlands gegenübersteht. Sie geht über die Distanz hinaus, mit der er als engagierter Priester sich zur CDU auch zu einer Zeit verhielt, als er noch Vertreter der Kirche bei der beginnenden politischen Reorganisation war (Tagebuch, S. 158). Entschieden ist er gegen das Wiederaufleben einer katholischen Partei; er ist »erschrocken«, als der Paderborner Erzbischof Jaeger sich dazu hat bewegen lassen, neben dem evangelischen Präses Koch ein Geleitwort für die erste Nummer der von Helene Wessel herausgegebenen Zentrums-Zeitung beizusteuern (14. 9. 1946). Am deutlichsten äußert sich seine Meinung über die im Gange befindliche Fehlentwicklung anlässlich der Wiedererrichtung des katholischen Akademiker-Verbandes: ». . . Ich habe den Eindruck, als ob alles in der alten Gestalt wiederkomme. Im Grunde ist der gute Wille von 1945, neu anzufangen, wieder verfliegen. Wir kommen nicht von den alten Formen los und restaurieren weiter, wie es das 19. Jahrhundert getan hat. Gewiß ist, nachdem es 1945 nicht zu einer ›Arbeiter-Partei‹ gekommen ist (weil weder die Christen noch die Sozialisten sich von ihrer Vergangenheit lösen konnten – die jungen Leute waren noch nicht da und die alten beherrschten wieder das Feld, zum Teil ohne viel Verdienst mit der Gloriele der politisch Verfolgten gekrönt oder sich selber krönend!). Gewiß ist es ein relatives Gewiß, daß wenigstens die Christen der verschiedenen Bekenntnisse sich zur politischen Zusammenarbeit gefunden haben, das heißt, die CDU ist ein relativer Gewinn, aber mehr auch nicht . . . Über das Thema Christentum und Sozialismus wird theoretisch in ganz überflüssiger Weise gestritten, wie es eigentlich nur Deutsche können. Alles wird ›prinzipiell‹ gemacht, und das macht eine praktische Zusammenarbeit, wo sie an sich von selbst sich ergeben würde, unmöglich . . .« (5. 6. 1947). – Interessant ist auch das Erwachen einer alten Vorliebe anlässlich einer Reihe von »ausgezeichneten Aufsätzen« der Hamburger »Zeit«, »die einen mehr oder weniger eindeutigen Angriff auf die parlamentarische Demokratie enthalten« zugunsten einer berufsständischen Vertretung. »Im Grunde nehmen sie meine Forderung von 1920 ›Die Demokratie von morgen‹ wieder auf. Ich habe Lust, den Leuten einmal zu schreiben und sie darauf hinzuweisen, daß wir in einem Kreis von Katholiken schon nach 1918 ähnliche Gedanken vertreten haben, aber im Zentrum nicht durchgekommen sind« (28. 7. 1947). Kein Gedanke daran, daß »Berufsstände« oder »Räte« unter den übrigen regionalen modernen

Mammutverhältnissen nur im Rahmen von Diktaturen zu sehr bescheidenem Zuge kommen können.

Auch auf dem der Kirche damals noch eng verbundenen Gebiet der Bildung bemüht sich Dr. Grosche um neue Akzente. Zwar verteidigt er die Universität und ihr Prinzip der Lehrfreiheit, setzt aber gegen den Kardinal und Adenauer¹⁰ einen neuen 3. Lehrstuhl mit einem Institut für scholastische Philosophie durch, wo er personell wie sachlich die katholische Position intensiver vertreten sieht. Gegen dieselben Widerstände setzt er als Kultusminister für Nordrhein-Westfalen Frau Teusch durch, gerade weil deren Erfahrung in der Volksschule gründe (8. 12. 1947). Früher schon dachte er an die Ausgestaltung der Volksschule durch eine achtklassige Oberschule für die Schicht, welche die Vollendung ihrer Bildung auf Fachhochschulen erhält (19. 5. 1946). Vor allem aber scheint er eine umfassende Volksbildungsorganisation für das ganze Leben geplant zu haben, wie er sie ansatzweise in dem Kölner Albertus-Magnus-Werk verwirklichte. Als oberste Instanz dachte er sich eine katholische Akademie der Wissenschaften, welche einerseits die katholischen Professoren der Universität entlasten (15. 3. 1947), andererseits die Aufgaben der Görresgesellschaft für die Wissenschaften und eines »Arcopags« vereinigen sollte (5. 8. 1947). Man sieht, jeder Schritt verfängt sich in die Tradition und wohlverwobenen Rechte der ererbten Überorganisation. Doch an der Basis, etwa im Bühnenvolksbund, begrüßt Dr. Grosche die von Katholiken und Protestanten gemeinsam getragene Arbeit, hält dabei auf dem Gebiet der eigentlichen Bildung^{10a} eine besondere der Konfession für durchaus erforderlich, insbesondere für den Bereich religiöser Differenzen (8. 9. 1946).

Besonders auf dem Gebiete der Bildung empfindet Dr. Grosche schmerzlich, daß die Katholiken für die Aufgaben, die in einer Zeit geschichtlichen Umbruchs auf sie zukommen, völlig unvorbereitet sind, weil ihnen diese Aufgaben noch im 19. Jahrhundert durch die geistliche Führung und das weithin noch konfessionelle Schulsystem abgenommen waren. Schon 1946 hatte er bei einer Besprechung mit 45 Katholiken über das Schulwesen einen »niederschmetternden Eindruck« und konstatierte bei dieser Gelegenheit ein für die ganze Vereinspolitik charakteristisches Moment: »Es fällt mir wieder auf, wie leicht man bei solchen Besprechungen der Versuchung erliegt, sich für taktische Schritte eigene Prinzipien zurecht zu machen« (24. 5. 1946). Deutlicher noch wird er bei einer Delegiertenversammlung der katholischen Diözesanorganisationen am 30. 1. 1949: »Wir benutzen das Elternrecht, wenn es uns paßt. Pius IX. hätte wahrscheinlich die ganze Versammlung exkommuniziert.« Die Tagung der Leiter der Bildungsausschüsse der Erzdiözese am 6. 3. 1949 erscheint ihm »völlig richtungslos«. Auch in anderer Beziehung finden sich gelegentlich enttäuschte Bemerkungen, nicht nur über die ihrer Aufgabe nicht gewachsenen Laien, sondern auch über den Klerus: »Er ist genau so instinktlos wie die

¹⁰ Diese wollten den 2. philosophischen Lehrstuhl in Köln mit einem Katholiken besetzen. Dr. Grosche argumentiert, die katholischen Inhaber des Lehrstuhls in der Vergangenheit: Saittschick, Scheler und Schneider seien »vielleicht irgendwie als Katholiken berufen« worden, hätten aber keine katholische Philosophie gelehrt (17. 3. 1947).

^{10a} Was »eigentliche Bildung« ist, bleibt unklar. Es scheint, daß Dr. Grosche der verbreiteten Diktion von Theologen verfällt, die sich mit dem Prädikat »eigentlich« die maßgebende Interpretation einer nicht primär theologischen Angelegenheit vorbehalten.

Masse« (14. 6. 1947), oder über das vielfache Versagen der Ordensschwester, die ihre bestimmten Pläne haben, aber sich nicht in neue und ungewohnte Situationen hereinfinden können und wollen (Tagebuch, S. 151)¹¹. Natürlich braucht man solche gelegentlichen Bemerkungen nicht zu dramatisieren, aber man sollte auch nicht einfach darüber hinweglesen. In Sachen der Bildung jedenfalls hat sich die allgemeine Direktionslosigkeit katastrophal ausgewirkt.

Wichtiger aber als das Haften an gelegentlichen Bemerkungen und an der oft in widersprüchliche Gedanken führenden Vielfalt seiner Überlegungen ist es, in das Zentrum der Vorstellungen Dr. Grosches vorzustoßen und sie auf ihre Tragfähigkeit hin zu überprüfen. Als Weg hierzu mag uns ein frühes Gespräch mit dem damaligen Kölner Oberbürgermeister Adenauer dienen, das etwa einen Monat nach Beendigung der Kämpfe um Köln am 12. April 1945 stattfand. »Adenauer trägt uns die Wünsche eines Laien in bezug auf die Arbeit des Klerus vor: Die ungeheure Verantwortung der Kirche – die Menschheit versinke in die schrecklichste Barbarei, wenn nicht das Christentum ihr helfe; das sei die Erkenntnis, die wir gewonnen hätten. Der Klerus müsse sich für die Gestaltung der Welt verantwortlich fühlen. Seit dem Mittelalter habe die Kirche stets ihre Stunde verpaßt. Ich (sc. Dr. Grosche) weise darauf hin, daß man sich über das mit dem Begriff ›Kirche‹ Gemeinte klar sein müsse. Verpaßt worden sei die Situation, weil man die Kirche mit der Hierarchie identifiziert und von dieser erwartet habe, was sie nicht sein und leisten konnte; das Neue komme in der Kirche stets von der Peripherie, während die Hierarchie die Aufgabe der Ordnung und Bewahrung habe. Die einzelnen Glieder der Kirche – Priester und Laien – müßten den Mut zum Handeln haben; auch auf sich nehmen, daß sie einmal von der Hierarchie zurückgepfiffen würden; sie vertreten das ›fortschrittliche‹, pneumatische Element; besonders die Laien . . .« (Tagebuch, S. 136). Hier finden sich die Gesprächskontrahenten in seltsam verkehrter Front: der spätere Bundeskanzler in der klerikalen, der Prälat in der laikalen Position. Das entspricht durchaus Dr. Grosches immer wieder erhobener Forderung nach der Mündigkeit des Laien. Speziell denkt er an eine apostolische Elite, vor allem wieder der Arbeiterjugend (CAJ)¹², an anderer Stelle sogar an einen neuen Orden, der aus Priestern und Laien, vielleicht sogar verheirateten Laien zu bilden wäre (18. 3. 1948). Aber man muß doch fragen, ob nicht die Antwort an Adenauer zu leicht über die geschichtliche Grundtatsache hinweggeht, daß nicht »man« die Kirche mit der Hierarchie identifizierte, sondern daß die Hierarchie selber das getan hat und deshalb keinen Wert darauf legte, die Initiative der Laien zu entwickeln. Infolgedessen konnte eine solche auch nicht über Nacht da sein, als sie dringend erforderlich gewesen wäre; Dr. Grosches gelegentliche Feststellung: »Man soll nicht sagen, (es) zeigten sich Machtgelüste des Klerus, wenn in Wirklichkeit der Laie sein Recht selbst aufgibt« (30. 5. 1946), wird der Situation nicht gerecht, da der Klerus min-

¹¹ An einen Musterfall dieses Versagens erinnere ich mich aus dem Jahre 1947. Der Bischof von Aachen wollte 1947 eine katholische Akademie in den Räumen der ehemaligen fürstlichen Reichsabtei Kornelimünster einrichten. Die Oberin der Schwestern, der er die wirtschaftliche Leitung anvertrauen wollte, stellte die Bedingung sofortiger Zentralheizung. Das geschah in einem Jahr, in dessen hartem Winter fast die gesamte Bevölkerung mangels des von der Besatzungsmacht vorenthaltenen Heizmaterials jämmerlich gefroren hatte.

¹² Vgl. die Rede von 1950, in: »Et intra et extra«, S. 244.

destens seit der Reformation die Laien daran gewöhnt hatte, kein eigenes Recht zu haben.

Weiter muß gefragt werden, auf Grund welcher Fähigkeit der fortschrittliche, pneumatische Laie seine nun wieder anerkannte kirchliche Rolle spielen soll. An einer entscheidenden Stelle hat Dr. Grosche anlässlich eines Einzelfalles als eigentlichen Mangel vieler Katholiken angesprochen, daß ihnen die Verbindung von Geschichte und Dogma fehle. »Es fehlt ihm die historische Kategorie, wie so vielen, darum finden sie in dem Problem so schnell eine glatte Lösung. Es gibt historisch denkende Katholiken, aber es sind meist keine Theologen, so trennt sich bei ihnen die Geschichte vom Dogma. Newman hatte beides, auch Möhler, und darin liegt ihre Bedeutung für unsere Zeit« (7. 7. 1949). Aber die Gegenwart geht noch immer den hierarchisch-organisatorischen Weg des Kardinals Manning, obwohl von Newman viel mehr geredet wird (18. 3. 1948); ein interessanter Hinweis übrigens auf die auch wesentlich tarnende Funktion des vielen theologischen Geredes. Andererseits muß Dr. Grosche nach einem Vortrag über das Wesen christlicher Kunst in Neuß gestehen: »Der Ansatz einer Diskussion im privaten Gespräch ergibt, wie schwer mein Geschichtsbegriff den Menschen eingeht« (5. 11. 1947). Da damals von der direkten Geschichtsblindheit und Geschichtsfeindschaft noch keine Rede sein konnte, wie sie nach der neomarxistischen Jugendrevolution das Feld beherrscht, muß an dieser Stelle weitergedacht werden, auch über die Tatsache hinaus, daß der einfache Mensch für die Apperzeption geschichtlicher Tatsachen nicht besonders empfänglich zu sein scheint.

Dr. Grosche hat seinen Geschichtsbegriff, so viel ich sehe, nicht systematisch erläutert, außer in kurzen theologischen Bemerkungen seines erwähnten Vortrages vor den Marinepfarrern über »Die Geschichtlichkeit als christliche Kategorie«, »Die Geschichte als Heilsgeschichte« und »Die Geschichtlichkeit der Kirche«¹³. Die eigentliche Problematik mußte aber jenseits dieses theologischen Ermächtigungsrahmens im Bereich der weltlichen Existenz erörtert werden. Wenn Dr. Grosche, wie übrigens viele in der unmittelbaren Nachkriegszeit, sich auf die »Wirklichkeit der geschichtlich-abendländischen Welt« beruft, und diese auch noch als Grundlage eines »Studium generale« für geeignet hält, so hat er zwar in dem Punkte recht, daß Grundlage eines solchen Studiums keine Ideologie sein könne, weil es keine verbindliche Weltanschauung gibt (13. 1. 1949). Aber er verkennt doch, daß die geschichtlich-abendländische Welt einer »Ideologie«, besser gesagt dogmatischen Voraussetzungen und einer herrschaftlichen Position der Kirche ihr Dasein verdankt und nach dem Ende dieser Voraussetzungen nicht in einer um diese verminderten Geschichtlichkeit fortbestehen konnte. Diese Tatsache dürfte inzwischen nach der neomarxistischen Revolution und auch anderen Geschichtsvorgängen genügend deutlich geworden sein. Der geschichtliche Umbruch ist wahrscheinlich viel radikaler, als es das 19. Jahrhundert und noch die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wahrhaben wollte. Weder die päpstliche Repristinatio des Thomismus von 1879, noch die Begründung eines Instituts für mittelalterliche Philosophie an der Kölner Universität, so verdienstlich sie auch an sich und aus vielerlei Gründen waren, konnten diesen Umbruch überspielen. Dazu kommt ein zweites, das damit eng ver-

¹³ »Et intra et extra«, S. 220–230.

bunden ist. Geschichtlichkeit bedeutet nicht nur, aber jedenfalls auch und entscheidend, die Endgültigkeit einmal geschehener Ereignisse. Das bedeutet zum Beispiel die Endgültigkeit des Verlustes der Arbeiterschaft (nicht des einzelnen Arbeiters, aber der Arbeiterschaft als geschichtlicher Größe) für die christlich-abendländische Welt und damit auch deren Ende als einer selbstverständlichen geschichtlichen Grundlage. Das bedeutet aber auch die Unheilbarkeit der konfessionellen Spaltung durch gut gemeinte Anstrengungen und Religionsgespräche. Nachdem einmal solche entscheidenden Trennungen in der Generation des Ursprungs sich stabilisiert haben, sind sie nicht durch einen nachträglichen Geschichtseinsatz zu revidieren, sondern nur durch eine grundlegende Änderung der geschichtlichen Situation selbst. Davon ist aber in beiden genannten Fällen noch nicht die Rede. Insofern sind auch die Vornahmen der Wiedergewinnung der Arbeiterschaft und der kirchlichen Wiedervereinigung (ebenso wie die der staatlichen des Bismarckreiches) illusorisch. In bezug auf die ökumenischen Bemühungen, an denen Dr. Grosche sich mit großem Eifer und Kräfteinsatz beteiligte, hat er übrigens dieses selber erkannt, wie eine Eintragung vor einem Bonner Vortrag zeigt: »Die ganze Frage nach der Wiedervereinigung ist mir problematisch geworden. Ich bin überzeugt davon, daß ich viel Wasser in den Wein der Hoffnungen schütten muß. Ich muß sagen, daß die Einigung in einer unerreichbaren Ferne liegt, und daß wir trotzdem arbeiten müssen, um sie vorzubereiten.« Dr. Grosche fährt fort, und stellt damit auch seine eigenen Bestrebungen einer allgemeinen Volksbildung in Frage: »Diese Arbeit aber muß eine streng theologische Arbeit sein. Es hat keinen Sinn, die ökumenische Bewegung zu einer Massenangelegenheit zu machen, die Fragen vor den breiten Massen zu diskutieren« (25. 8. 1946).

Vorbereitung scheint somit das höchste, was für die Ökumene getan werden konnte, selbst nachdem das gemeinsame Leiden der Konfessionen in der Nazizeit höhere Hoffnungen geweckt hatte. Ein großer Fortschritt ist es schon, daß die Kirchenspaltung nun als Anomalie, und nicht wie jahrhundertlang als ein religiöses und geschichtliches Recht empfunden wird. Dr. Grosche freut sich vor allem darüber, daß Rom die Frage einer Union mit Teilen der evangelischen Kirche ernst zu nehmen scheint (25. 3. 1947) und daß die Weihnachtsansprache des Papstes 1949 mit einem Wort an die getrennten Brüder beginnt, das offensichtlich eine anglikanische Anfrage beantwortete und eine Unterwerfung unter den römischen Papst nicht mehr ausdrücklich erwähnt (24. 12. 1949). Selbst im einzelnen bleibt aber noch viel Entgegenkommen nötig: »Merkwürdig, wie unbekümmert um die Fragen evangelischer Christen wir oft reden können«, bemerkt eine Notiz vom 22. 5. 1947. Richtungweisend, aber keineswegs ausgewertet, ist die Erkenntnis einer Aussprache, daß die entscheidenden Gegensätze mehr in den philosophischen Voraussetzungen als in den theologischen Sätzen begründet seien (2. 9. 1946). Beim ökumenischen Gebet des »Confiteor« fällt Dr. Grosche auf, daß Heilige und Engel ausgelassen wurden. »Wie kann man darauf verzichten, wenn man die Sünde vor den Brüdern bekennt, den Himmel mit hinein zu nehmen?« (10. 3. 1947.) Heute müßte er sich wundern, daß der Verzicht gute Übung vor der katholischen Messe geworden ist, und Engel und Heilige nur noch verschämt in der Schlußbitte des »Confiteor« auftauchen, was ein Indiz für die sehr weitgehende Soziologisierung der Kirche darstellt.

In einem besonderen Fall zeigt sich Dr. Grosche sehr beeindruckt: Er wertet den Kreis um Ministerialrat Spica und Pastor Goethe als ein kirchengeschichtlich bedeutsames Ereignis. »... man kann hier nicht von Convertiten reden; im Gegenteil, diese Menschen hatten das Bewußtsein, das Werk Luthers im eigentlichen Sinne weitergeführt zu haben. Sie sind über die Erkenntnis der Königsherrschaft Christi zur vollen sakramentalen Wirklichkeit der Kirche gekommen. Ganz ist mir freilich das ›Wie‹ dieses Einmündens in die Kirche nicht klar geworden. Jedenfalls ist für sie in dem Weg kein Bruch gewesen: Sie haben nicht verbrannt, was sie früher angebetet haben. Sie nahmen das ganze evangelische Erbgut mit. Und dafür zeugt auch, daß sie das Vertrauen ihrer früheren Glaubensbrüder nicht verloren haben, während sie das der Katholiken gewonnen haben. So stehen sie wirklich objektiv zwischen den Evangelischen und den ›alten‹ Katholiken...« (4. 3. 1947). Der Vorgang fasziniert offenbar, weil er symbolisch auf die Möglichkeiten weist, daß Wiedervereinigung zu einem geschichtlichen Ereignis werden kann.

Die Diskrepanz zwischen dem, was Dr. Grosche wünschte und hoffte, und zwischen dem tatsächlichen Gang der Ereignisse scheint immer wieder durch die Aufzeichnungen durch, und nicht immer ist seine Resignation durch ein Mitgehen auf dem Wege der Vorbereitung eines neuen Status von Welt und Kirche so gemildert wie im Fall der ökumenischen Bewegung. Charakteristisch ist, daß seine große Rede auf der Werktagung des 74. Deutschen Katholikentages Altötting¹⁴ den Tenor der neun Jahre früheren Rede vor den Marinepfarrern einschließlich ihres Bußrufs wieder aufnimmt, so als ob sich 1945 grundsätzlich nicht sehr viel geändert habe. Nun sind wir inzwischen alle klüger vom Rathaus gekommen, nachdem die konziliare Euphorie durch die folgende Stagnation und den Einbruch der neomarxistischen Kulturrevolution abgelöst wurde, und deshalb auch geneigter, die Resignation Dr. Grosches zu verstehen. Wohl aber kann man darauf hinweisen, daß diese sowohl in seiner persönlichen Veranlagung wie in seiner geistlichen Grundhaltung starke Wurzeln hat. Trotz vielfältiger und oft ermüdender Inanspruchnahme war Dr. Grosche nicht eigentlich ein Mensch der Aktion, und insbesondere war es ihm ernst mit der klaren Scheidung geistlichen und weltlichen Wirkens. Anläßlich seines Eintretens für Frau Teusch als Kultusminister hat er seine weitgehende Abstinenz programmatisch ausgesprochen; er weist, freilich etwas retuschierend, darauf hin, er habe nur geantwortet, nicht von sich aus agiert und fährt fort: »Ich habe Fräulein Teusch immer gesagt, sie solle die Dinge ruhig laufen lassen; dann würde schon alles zum richtigen Ende kommen... jedenfalls werde ich auch jetzt in keiner Weise mich an irgendeinem politischen Spiel beteiligen, wohl aber ratend meine Stimme erheben, wenn ich darum angegangen werde oder es für notwendig erachte« (8. 12. 1947). Das sind nicht die Worte eines geistlichen Politikers, ja es sind sogar mehr als die Worte eines Geistlichen, nämlich die Worte eines Christen, der sich bei aller Anteilnahme immer bewußt bleibt, daß seine Hoffnung sich nicht in dieser Welt festbeißen kann.

¹⁴ »Der deutsche Katholizismus im Heiligen Jahr 1950«, gedruckt in: »Et intra et extra«, S. 238–249; der Plan einer Arbeit über die Lage des deutschen Katholizismus wurde bereits am 25. 6. 1947 erwähnt und eine Veröffentlichung in den »Frankfurter Heften« erwogen.

Deshalb warnt Dr. Grosche immer wieder vor der in der Nachkriegszeit neu einsetzenden Aktivität und Organisationswut¹⁵, und weist hin auf die vordringliche Notwendigkeit der Besinnung (18. 3. 1948), auf die Geduld als *die* christliche Tugend (Tagebuch, S. 163) und auf den Gehorsam als die Form der menschlichen Existenz schlechthin, die ja nicht über sich selbst verfügen kann (Tagebuch, S. 132). Theologisch mündet das in den Gedanken der Verborgenheit Gottes (23. 12. 1946), ja selbst des geschichtlichen Jesus (12. 1. 1947). Dann ist freilich unausweichlich die weitere Erkenntnis, daß auch die geschichtliche Fortsetzerin der Offenbarung, die Kirche, ihre eigentliche Existenz in der Verborgenheit führt und nicht in ihren geschichtlichen Ausformungen zum Grund des menschlichen Daseins werden kann. Das ist ein entscheidender Schritt über das nachreformatorische, ja über das abendländische Christentum hinaus, auch eine bedeutsame Wegbereitung für das Zweite Vatikanische Konzil, wenn auch in einer für unsere vielhundertjährige abendländische Eingewöhnung zunächst vielleicht erschreckenden und schmerzlichen Form. Insoweit sie sichtbare Gestalt ist, wechselt so auch die Kirche auf die Seite der »Welt« hinüber und nimmt teil an deren Existenzform der Vergänglichkeit. Wir müssen uns damit vertraut machen, daß die Kirche in der Geschichte »pilgernde Kirche« ist, und daß »wir hier keine bleibende Stätte haben – auch in der Kirche nicht!«¹⁶

¹⁵ Zum Beispiel 29. 4. 1947; 28. 1. 1949; 16. 3. 1949 bei einer Besprechung des Diözesankomitees der Katholikenausschüsse, »bei der wiederum nichts herauskommt. Der Irrglaube an die Organisation zeigt sich in erschütternder Weise. Alle vernünftigen Leute verlieren den Mut. Sie wollen nicht mehr mittun.«

¹⁶ Rede von 1941, in: »Et intra et extra«, S. 233.